

(Nachdruck verboten.)

72]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

„Sie könnten es machen, daß ich die Stelle bekäme?“
„Ganz sicher? — wer kann das sagen! — aber ich glaube, ich könnte es machen. Aber Sie werden Arzt sein wollen und Sie sind ja auch Arzt. Entschuldigen Sie!“

„Tun Sie alles, Lieber, daß ich die Stelle erhalte! Ich will gerade nicht Arzt sein. Es ist mir ungeheuer wichtig, daß ich es nicht bin. Und daß ich nicht als solcher gelte, wenn ich die Stelle erhalte. Sagen Sie, daß ich durch Familienunglück von dem Examen abstehen mußte. Daß ich aber Übung und Erfahrung habe, durch ähnliche Stellungen, und bringen Sie eine Distanz, eine Diskretion zu meiner Vergangenheit in die Sache, eine Sensation, die interessant macht, aber Entfernung hält. Unbestimmtheit, die gewisse Fragen nicht stellt, gewisse Dinge nicht berührt.“

„Gut!“ sagte der Apotheker lächelnd, „das ist keine Schwierigkeit. Sie würden wirklich die Stelle annehmen?“ fragte er noch einmal ungläubig.

„Gewiß würde ich. Gewiß, gewiß!“ betonte Philipp eifrig.

„Sie wären untergeordnet.“

„Das tut nichts.“

„Es ist nicht leicht zu ertragen.“

„Wenn es leicht wäre, würde es mich nicht reizen.“

„Ueberlegen Sie!“

„Auf wie lange müßte ich mich binden?“

„Auf ein Jahr mindestens.“

„Machen Sie es, wenn es Ihnen möglich ist. Kann es nicht als Oberwärter sein, nehme ich auch als Wärter an. Tun Sie, was Sie können!“

„Man sucht gerade jemand, der zu der freieren Behandlungsmethode durch geistige Beherrschung und Kenntnisse sich besonders eignete. Es trifft sich vortrefflich — und Doktor Laforet müßte dumm sein, wenn er nicht zugriffe. Die Gelegenheit bietet sich ihm nicht oft. Er wird zugreifen. Sie dürfen nicht vergessen, er hat auch seine Feinde — und je besser sein Personal ist, um so besser können seine Erfolge sein. Und die Erfolge entscheiden, nicht die Begründungen. Sie wissen das selbst.“

Philipp ging.

Schwierigkeiten — Unterordnungen — Arzt — vor ihm tanzte die ganze Welt. Er griff nach etwas, das ihm von einer ungeheuren Bedeutung und Wichtigkeit schien, obgleich er sich nicht ganz klar wurde, worin diese Bedeutung liegen könnte. Er sah einen Wink des Schicksals darin, er hörte seinen Ruf.

Die Höhe des Montmartre lag ganz in Sicht. Sacre-Coeur strahlte. Rings um Paris hingen seine silbergraue Schleier, die die Sonne wob. Das Licht prallte an die Mauern der Häuser, aber in ihrem Schatten war es kühl. Daran merkte man doch den September, der August weiter spielen wollte. Draußen hinter dem Mont-Vaquerien zog schwarz ein Gewitter auf. Die Zypressen im alten Friedhof des Montmartre, nahe bei der Rue des Saules, spürten es schon.

Philipp blieb stehen und lauschte auf ihr Rauschen. Es war ein so eigener Ton in ihm. Waren es Grüße, die fern woher kamen, waren es Grüße, die fern wohin flogen? Philipp lehnte sich an die hohe Mauer. Nun verstand er die Sprache der Zypressen. Sie grüßten zu ihren Schwestern in ihrer südlichen Heimat, sie grüßten nach Italien. Und er grüßte mit ihnen. Er grüßte seine Schwester, die er noch da unten im Lande der Schönheit wählte. Er grüßte bewegten Bergens und offenen, frohen Sinnes — und er grüßte dankbar und stolz. Aber er rief sie nicht. Nein, es fiel ihm noch nicht ein, sie zu rufen. Es bedurfte noch der Zeit und des Ringens. Keine klingende leere Schelle sollte sein Ruf für sie sein, gestimmt nach den Tönen der vielen. Sein Ruf sollte wie eine Fackel sein, deren Flammen im Winde brausen, und sollte einen ganzen Menschen, ein ganzes Leben, einen ganzen Wert und einen unendlichen Sieg bedeuten! Oder er

würde niemals diesen Ruf tun. Er war zu stolz dazu, und er schätzte sie zu hoch ein dazu. Denn die Liebe ist nicht nur ein Verlangen, sie muß auch ein Verzicht sein können — und sie hat kein Recht, wenn sie kein Selbstgefühl ist.

Emilie fiel ihm ein. Seine Liebe war nie ein Selbstgefühl gewesen. Das war das schwerste, was er sich zu eringen hatte. Hier sah seine Halbheit, seine Schwäche. Hier sah der Stich, den ihm einst Emilie beigebracht hatte. Im Augenblick hatte er wieder weh getan.

Und hier sah auch der Grund für das Schicksal einer stillen Frau, an deren Leid er trug — hier sah der Grund, warum er an ihrem Leid zu tragen hatte.

Ein Blitz zuckte. Ein Donner brach los.

Philipp erhob sich aus seiner Bedrückttheit, in die ihn die Vergangenheit gezwungen hatte.

Die Zypressen rauschten stärker, der Regen schlug auf. Philipp grüßte hinab gen Süden, gerade und aufrecht. Er reckte sich ein wenig und hielt dem niederprasselnden Regen frei das Antlitz hin.

„Wir wollen gerade und aufrechte, wir wollen klare und offene Menschen sein, wenn wir je zusammen sein sollten, jedes in ganzer Geltung für sich — und mit einer erhöhten Geltung zusammen!“

Dann ging er.

Die Zypressen rauschten, und es war eine gute Bedeutung, die er aus ihrem Rauschen noch lange in der Seele behielt.

18.

Der Doktor Laforet, Chirurgenarzt in Sainte-Anne, war ein eigentümlicher Herr. Er war sehr eitel und liebte seinen Beruf, er spielte oberflächlich mit dem Worte, er hatte die ganze Literatur aus der „galanten Zeit“ gelesen und drang mit einem Blick, mit einer Frage tief in die Seelen ein. In seinem Sprechzimmer hatte er einen großen Spiegel, in dem er sich beständig besah, ohne dabei den Patienten nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren. Er hatte eine unendliche Geduld im Zuhören, weil er eine unendliche Ausdauer im Beobachten auch der kleinsten Kleinigkeiten hatte. Und er zog beständig seine Schlüsse. Darin war er Meister. Und seine ganze ärztliche Kunst bestand nur darin, seine minutiösen Beobachtungen zu einer Schlußfolgerung zu vereinen. Er war ein außergewöhnlicher Menschenkenner, denn er konnte sich in seinen kleinsten Schwächen. Die neuere Literatur liebte er größtenteils nicht. Er fand sie unpsychologisch, wie er sich ausdrückte: „aus Psychologie“. Anatole France interessierte ihn, weil er das Skeptische mit dem Epitüräischen zu vereinigen wußte und kein oberflächlicher Zorniger dabei wurde. Er nannte ihn: „den letzten Geist der Vergangenheit, der die moderne Welt, die er verachtet, liebt“. Und wenn er sich ein wenig hinreißten ließ, nannte er ihn „den letzten Einsamen, der nicht Ibsen unterlegen ist, sondern ein Grieche oder ein Römer, wenn nicht gar ein Babylonier geblieben ist“. Und wenn er sich dann auf sich selbst besann, fügte er hinzu: „Auf jeden Fall ist er prachtvoll gefährlich. Denn er hat Ruhe. Er neigt den Kopf ein wenig und macht eine unbeschreiblich liebenswürdige Handbewegung und spricht die vergiftetsten Gedanken aus und sagt die vergiftendsten Dinge.“ Hier ahmte er entzückend die Sprechweise von Anatole France nach.

Die Reden von Jean Jaures las er alle laut. Er nannte ihn „den bedeutendsten europäischen Redner“. Nur seinen Sozialismus verachtete er. Doktor Laforet war Aristokrat. Einer seiner Vorfahren, der Marquis de la Forêt hatte seinen Kopf unter die Guillotine beugen müssen, als, wie der Doktor sich ausdrückte, „die Welt glaubte, einen Sprung zu tun, und sich nur um sich selbst drehte“.

Im übrigen wollte er der Strahlenbehandlung neue Bahnen eröffnen.

Philipp stand vor ihm.

„Sie waren Krankenwärter?“

„Ja, in Deutschland,“ antwortete Philipp.

„Sie kennen den Professor Krappelin?“

Philipp wollte es entföhren: „Ich kenne ihn persönlich,“ aber er enthielt sich.

„Ich habe von ihm gehört,“ sagte er.

Doktor Rasorét schmunzelte.
Wie lange sind Sie in Paris?
„Im vierten Jahre.“

„Sie sprechen einen leichten Jargon — ein wenig nach unten — aber Sie dürfen stolz sein, Sie haben nicht den Deutschen Akzent.“

„Ich habe mich in den unteren Schichten des Volkes hier bewegt.“

„So, sol Des Interesses halber?“ warf der Doktor leicht hin.

Philipp war schon ein wenig verwirrt geworden. Er hatte etwas gesagt, was er nicht hatte sagen wollen. Und nun auf die Frage, die ihm fast die Brücke bot, aus der Verwirrung herauszukommen, sagte er rasch:

„Ja, des Interesses halber — und“ — als er des Doktors leise gekräuselte Lippen und die Fältchen an seinen Augen sah — „und um Beobachtungen zu machen.“

Der Mund schnappte ihm förmlich zu.

„Sol!“ sagte Doktor Rasorét — „Sie waren Krankenwärter in Deutschland?“

Philipp war aus dem Konzept gebracht. Er war kein Mensch der Verstellung, er war eine zu ehrliche Natur. Er antwortete nicht. Er fühlte, er war gefangen, wenn er jetzt nicht vorsichtig war.

„Man sagt mir, Sie haben Medizin studiert. Waren Sie bei Kraepelin in Heidelberg?“

„Nein,“ sagte Philipp und atmete auf, „ich kenne ihn so.“

„Sol sol!“ kam's zurück. „Sie kennen ihn. Das ist mir sehr interessant, daß Sie ihn kennen.“

Nun verlor sich das Kränkeln nicht mehr von Doktor Rasorét's Lippen, und die Fältchen an den Augentwinkeln zuckten beständig.

„Sie haben doch nicht Kranke behandelt — oder doch? Herzlich, meine ich.“

Wie, was wollte er? Wußte er? Vielleicht wußte er. Dann war es besser, die Wahrheit zu sagen. Wer konnte wissen, was der Apotheker geplaudert hatte! Wenn den Franzosen die Phantasie durchgeht. — Und Philipp sagte treu und ehrlich:

„Ja, ich habe schon Kranke behandelt.“

„Geisteskranke?“

Er war diesem spitzfindigen Herrn, der so nebenächlich fragte und beständig bei seiner Hauptsache blieb, einfach erlegen und ausgeliefert.

„Auch Geisteskranke,“ sagte er, um bei der Wahrheit zu bleiben.

„Sol!“ klang es wieder. „Nach der Methode Kraepelin?“

Nun riß Philipp die Geduld.

„Als Krankenwärter, bitte!“

Doktor Rasorét erhob sich.

„Seien wir ehrlich,“ sagte er. „Glauben Sie, daß ich mich so wenig auf Menschen und Physiognomien verstehe? Wie sie sieht kein Krankenwärter aus. Sie sind Arzt. Wollen Sie bei mir als Oberwärter eintreten, um die Verhältnisse und Zustände auszustudieren? Nun, da werde ich mich vor Ihnen zu hüten wissen. Warum wollen Sie Wärter in Sainte-Anne werden?“

Nun begriff Philipp. Der Chefarzt hatte einen Verdacht. Und es war ihm nicht gelungen, ihm den Arzt zu verbergen. Wie konnte er sich rechtfertigen, wie ihm den Verdacht nehmen? Er war nicht geschickt genug in Ausreden, er mußte seiner Natur getreu bleiben und alles offen und ehrlich sagen. So erzählte er vertrauensvoll sein Leben.

Der Doktor Rasorét hörte ihm schweigend zu, indem er beständig prüfende Blicke in den Spiegel warf, so daß es Philipp jedesmal einen Ruck gab, worauf er ein wenig innehalten mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

Von Johann Skjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Heide.

Die Zuhörer saßen da und starrten in die leere Luft hinaus, wo es nichts zu sehen gab.

Er blickte auf die Uhr. Seitdem er begann, waren nur zwanzig Minuten vergangen. Die Zeiger standen gewiß stille, — und die Gedanken ebenfalls, meinte er. Eine Zeilang sprach niemand ein Wort.

Dann kam ihm eine Idee:

Es sei der Versammlung vielleicht bekannt, daß man rings umher sogenannte Vortragsvereine gegründet habe, wo man sich zu Vortrag und Gesang, zur Erbauung und Aufklärung zusammenfinde. Er wolle vorschlagen, daß man hier heute abend darüber diskutiere, ob eine Gründung eines solchen Vereins in den Toruper Dünen erwünscht sei. Es sei dies einer der Wege, das erwachende Gemeinleben zu heben.

Niemand erwiderte etwas darauf.

Ein kleiner Beitrag müsse dazu erhoben werden, erklärte Jürgen.

„Ja, unser Geld, das wollen sie, meiner Seel, alle haben!“ zischte Mad Kirf.

Die Leute sahen sich an. — Pause.

Da erhob sich inmitten der Versammlung ein tollbärtiger Mann. Alle wandten sich nach ihm um. Mit seinen langen ungelämmten Haaren und dem wilden Bart sah er so zerzaunt aus, als wohne er draußen auf der äußersten Düne. Er ließ seine wasserblauen Augen im Kreise umherlaufen, als suche er jemanden und dann sagte er mit rauher Stimme: „Es sollte wohl keiner von Euch einen Schafhod gesehen haben, der mir weggegangen ist? Er hatte einen Schnitt im rechten Ohr und einen Wollbüschel auf der rechten Bauchseite.“

Die Leute lachten.

„Ja, — was denn weiter! Ich sagte mir, hier kämen Leute und da könnte ich gern hierherlaufen und nachfragen. Er war von Niffel Peters guter Rasse, so daß ihn verteuflert ungeru verlieren möchte!“

Jrgendwo ließ sich eine schwache, pfeifende Stimme vernehmen, die berichtete, daß am Abend vorher bei ihm daheim irgend etwas gerauscht habe, bei seiner Ankunft sei es aber davon gelaufen. Er wisse nicht, was es gewesen sei.

„Nein, das wird die lospflose Sau gewesen sein, die da zwischen den Höhen spukt!“ fiel Niels Malle ein.

Gelächter.

Endlich gelang es Jürgen, die Ruhe soweit wiederherzustellen, daß er zu fragen vermochte, ob keiner da sei, der Mitglied des Vereins werden wolle.

Aber nach kurzem Schweigen erklärte Jensen: „Das kannst Du Dir sicher sparen, mein Freund, denn ich glaube, daß wir hier am meisten dafür sind, die Sache abzuwarten!“

Damit war die Diskussion geschlossen.

Aber Jürgen sagte still und mit so echtem Klange, daß alle lauschten: „Habt Dank, daß Ihr gekommen seid. Ich habe etwas gehört und gelesen, daß mich selbst froh gemacht hat, und ich glaubte, daß vielleicht auch andere dadurch froh werden könnten!“

Einen Augenblick sahen sie ihn an, als ob sie ihm glaubten. —

Als die Versammelten sich zu erheben begannen, sprang Jens Byt auf einen Stuhl hinauf. Er hatte ein trodenes, scharfes Gesicht, eine wächserne Haut und ein Paar dunkel umranderte, halb-irre Augen, die tief drinnen unter einer niedrigen Stirn saßen und schielend den langen Nasenrücken hinunter saßen. „Lieben Freunde! Laßt mich für Euch zeugen, ehe wir auseinandergehen!“ Er senkte und schloß die Augen. Dann begann er mit freischender Stimme: „Nun habe ich hier den ganzen Abend geseffen, habe aber weder des Heilands noch des Teufels Namen nennen hören. Findet Ihr, daß das vor Gott recht ist? — Dagegen ist viel von einem alten Troll geredet worden, der sich Holger Danske nannte. Das darf nicht sein, Ihr lieben Freunde! — Aber jetzt werde ich Euch ein geistliches Lied vorsingen aus dem herrlichen Buch „Die Posaune des jüngsten Gerichts“, das ich hier in der Hand halte.“

Dann schloß er wieder die Augen und sang mit freischender, durch Mark und Bein dringender Stimme einige Verse mit folgendem Refrain:

„Da werden goldene Sternen, da werden auch Harfen sein,
Und für die Kinder selbst wird etwas abfallen.“

Während sich die Stube langsam leerte, saß Jürgen da und starrte vor sich hin, aber nicht wie jemand, der die Schlacht gewann.

Siner der letzten war der Stille-Peter: „Dieser Holger Danske“, sagte er, „hat der eigentlich wirklich jemals — ah — gelebt?“

„Nein,“ antwortete Jürgen, „so recht eigentlich gelebt im Sinne des Wortes, das hat er wohl nicht.“

„Naa ja, das war es nur, was ich wissen wollte.“ Dann setzte er die Pfeife in Brand und ging hinter den anderen her.

Sören Knaf aber wandte sich in der Tür noch einmal um und sagte: „Gute Nacht, Jürgen!“

Jetzt erst erhob sich Anders aus seinem strohgeflochtenen Stuhl. Und während Jürgen und Marie das Zimmer in Ordnung brachten, fragte Kjesten, wobei sie sich den Kopf kratzte: „Was meinst Du nun dazu, Anders?“

„Ich meine,“ antwortete er, „daß er das Maul ziemlich weit aufreißt und dennoch nicht weit genug!“

X.

Es war an einem frühen Wintermorgen, gelinder Frost und kein Schnee. Das beginnende Tagesgrauen drang wie ein schwacher, zitternder Schimmer durch die Dunkelheit, die noch über den großen Sanddünen lagerte, so daß nur die Umrisse derselben und der zunächst liegenden menschlichen Wohnungen undeutlich hervortraten.

Aus den Fenstern des Krage'schen Hauses schimmerte Licht.

Da drinnen saß Anders vor einem Spiegel und feiste sein Gesicht ein mit einem Pinsel aus Schweineborsten. Kjesten war im Unterrock und kämte sich das Haar. Sein Sonntagsstaat hing am Balken, und ihr schwarzes, in grünlichen Schattierungen schillerndes Kleid lag vor dem warmen Ofen ausgebreitet.

Anders schob den Mund nach dem Ohre zu und kratzte die straffe Wade mit dem Rasiermesser rein.

Jürgen erschien mit der Laterne in der Hand und erkundigte sich nach irgend etwas, das der Alte offenbar besser wußte. Er bekam Bescheid und ging wieder. Sellaer und heller drang das Tageslicht durch die betauten Fenster Scheiben, und man löschte die schlaftrige Lampe.

Nach vielen Gliederverrenkungen und mannigfachen Armbewegungen gelang es endlich Anders, in den dunkelblauen Badmelsrod*) hineinzukommen, und Kjesten knotete sein rotweiß gestreiftes, halbseidenes Halstuch, ein Schmutz, den er nur ganz selten und an hohen Festtagen trug.

Dann holte Kjesten das große Gesangbuch und zwei scharf gefaltete Taschentücher hervor. Beide tranken eine Schale Kaffee und aßen dazu ein Stück Randisaunder; denn mit völlig nüchternem Magen getrauten sie sich nicht, die lange Wanderung zur Kirche anzutreten, selbst nicht, um an den Tisch des Herrn zu treten.

Als die Sonne in roter Glut am östlichen Horizonte auftauchte, fuhren die Alten davon in dem grüngemalten Staatswagen, der humpelnd über die hartgefrorene Erde dahinrollte.

Jürgen blickte ihnen nach: „Dein Vater ist im Grunde ein tüchtiger Mann, Marie, und ich hätte Lust, vor ihm den Hut abzunehmen. Trotzdem hätte ich nichts dagegen, wenn er jetzt fortfahren würde, um niemals wiederzukommen. Das Schwerkste hier im Hause, das führt er in seinem Wagen mit sich, scheint mir!“

Marie seufzte. „Mir scheint, Ihr seid nicht mehr so uneinig wie früher!“

„Wir reden ja nicht weiter darüber. Aber jeder trägt mit sich herum. Er sagt ja nichts, aber so oft ich ein Buch zur Hand nehme oder wir in eine Versammlung gehen, lese ich die Verurteilung unseres Tuns in seinem Gesicht!“

„Ja, es ist hart! — Wenn wir im Versammlungshause sitzen und mit all den anderen zusammensingen, dann wird uns so leicht und frei, aber . . .“ — sie führte die Schürze an die Augen.

„Ja, das beste, das wir kennen, Marie, das werfen sie uns in den Dreck. Und wir nennen nicht einen Fleck unser eigen, wo wir Ruhe haben. Im Grunde haben wir ja gar kein richtiges Heim.“

Marie weinte.

„Dein Vater stellt sich mir überall in den Weg und ich kann nicht vorwärts kommen, ohne ihn zur Seite zu stoßen. — Die Nachbarn ringsumher sagen auch, ich könnt es schon aushalten, denn der Alte tue die Arbeit. Und das peinigt mich!“

„Es ist auch wirklich betrübend, daß er nicht endlich begreifen kann!“

(Fortsetzung folgt.)

Sprache und Gehirnlokalisation.

Unser Seelenorgan, das Gehirn, ist das Zentrum aller nervösen Errungen; hier spielen sich die komplizierten Bewußtseinsvorgänge, die Verarbeitung der Sinnesindrücke zu Vorstellungen, ihre Aufspeicherung zu Erinnerungen, die uns ein Bild von der Außenwelt geben, ab. Wir wissen, wenn das Gehirn vollständig ausgeschaltet ist wie im normalen Schlaf, dessen eigentliche Ursache uns noch unbekannt ist, oder in der Katarose, die durch eine vorübergehende Vergiftung der Hirnsubstanz mit Chloroform oder mit Aether oder einem anderen Stoff erfolgt, ist auch unser Bewußtsein aufgehoben. Wenn das Gehirn dauernd ausgeschaltet wird, etwa durch Unterbindung der Blutgefäße, die es mit frischem Blut zu versorgen haben und ihm ständig neue Nährstoffe zuführen, tritt in kurzer Zeit völlige Bewußtseinslähmung und Tod aller Organe ein.

Jede Bewegung, die wir ausführen, muß von einem Nerven veranlaßt werden, jeder Schmerz, den wir haben, muß von einem Nerven empfunden werden. Die Zentren aller dieser Funktionen unseres Organismus haben ihren Sitz im Gehirn, dem Zentralis aller nervösen Erregungen. Die Anatomie und Physiologie des Gehirns, das heißt die Lehre von der Beschaffenheit und den Funktionen unseres Seelenorgans ist gerade in unserer Zeit durch eingehende mikroskopische Untersuchungen, durch zahlreiche Tierexperimente und durch scharfsinnige Verwertung der am kranken Menschen gemachten Beobachtungen sehr gefördert worden. Die Gehirnlokalisation, die genaue Umgrenzung der einzelnen Zentren unserer geistigen und körperlichen Verrichtungen im Gehirn ist der Erfolg dieser von den Gelehrten aller Nationen geleisteten Arbeit gewesen. Wir wissen, daß an einem ziemlich genau umschriebenen Platz unseres Großhirns, nämlich im Hinterhauptsklappen, das Sehzentrum liegt, das heißt, daß die Bilder, die wir mit unserem Aufnahmeorgan, dem Auge, von der Außenwelt empfangen, dort niedergelegt und verarbeitet werden; das Experiment am Tiere hat uns das gelehrt, daß, wenn dieses Sehzentrum zerstört ist, keine Sehempfindung mehr vorhanden ist. Es tritt dann jener Zustand ein, den wir als Seelenblindheit bezeichnen, der

auch vom kranken Menschen befannt ist; der komplizierte Linsenapparat unseres Auges ist in Ordnung, nimmt die Bilder der Außenwelt auf; sie werden aber nicht gedeutet, weil das Sehzentrum im Gehirn aufgeht ist. Ganz anders ist die gewöhnliche Blindheit, die meistens ihre Ursache in einer Schädigung des Aufnahmeargates, einer Trübung der Linse wie beim Star oder dergleichen hat. Hier ist das Sehzentrum in Ordnung, hier könnten die Bilder gedeutet werden; aber sie werden nicht im Auge gebildet und können infolgedessen nicht auf den leitenden Nerven übertragen werden. Nur alte Erinnerungsbilder früher gesehener Dinge sind bei dieser Erblindung vorhanden, da sie im Sehzentrum niedergelegt sind, während bei der Seelenblindheit, bei der radikalen Zerstörung des Sehentrums auch diese Erinnerungsbilder zusammen mit den übrigen Funktionen des seelischen Sehens vernichtet sind.

Ähnlich wie das Sehzentrum genau lokalisiert, genau umgrenzt ist, sind es auch andere Gehirnfunktionen, wenn uns ihr Sitz auch nicht überall gleich gut bekannt ist. So haben wir ein Hörzentrum, ein Geruchzentrum, ein Zentrum für die Ausführung von Bewegungen, das sogenannte motorische Zentrum. Jeder Arm- und Beinmuskel, die Muskulatur des Gesichtes usw. wird von besonderen Nerven innerviert (angeregt), die ihren zentralen Sitz im Gehirn haben. Von hier aus erfolgt der Bewegungsbefehl, den die Nervenfasern weiterleiten. Die motorischen Zentren sind recht gut bekannt, sie haben fast sämtlich ihren Sitz in der sogenannten Zentralwindung des Stirnlappens; wir wissen genau, wo die nervösen Zentren für die Bein- und Armbewegungen, sogar für die Bewegungen der einzelnen Zehen und Finger, für die Bewegungen des Mundes usw. sich befinden. Wenn sie zerstört sind, sind die betreffenden Muskeln gelähmt, vermögen die Gliedmaßen, die sonst intakt sind, ihren Dienst doch nicht zu verrichten.

Etwas eingehender wollen wir uns nun mit der Sprache und ihren Zentren im Gehirn beschäftigen.

Zum besseren Verständnis der Art und Weise, in der unsere Sprachfunktionen im Gehirn lokalisiert sind, wollen wir vorwegnehmen, daß vom physiologischen Gesichtspunkt aus zweierlei zum Zustandekommen der Sprache notwendig ist. Wir müssen erstens die Fähigkeit haben, unsere Kehlkopf- und Gaumenmuskeln, unsere ganze Sprachmuskulatur so anzuordnen, daß wir bestimmte, artikuliert Worte hervorbringen können, also über eine gewisse Beweglichkeit bestimmter Muskelgruppen verfügen; dem entspricht an umschriebener Stelle unseres Gehirns ein motorisches Zentrum, das sogenannte motorische Sprachzentrum. Im Jahre 1881 bereits konnte der Physiologe Broca nachweisen, daß es auf der linken Gehirnhälfte in der dritten Stirnwindung gelegen ist. Wenn dieses Zentrum von einem krankhaften Prozeß, einer Geschwulst, einer Gehirnblutung usw. zerstört ist, so hat der betreffende Mensch die Fähigkeit verloren, seine Sprachmuskeln so zu gebrauchen, daß er bestimmte, von ihm gekannte Worte hervorbringen kann. Er kennt die Worte sehr gut, ist aber nicht imstande, sie auszusprechen; wohl aber vermag er uns die Gegenstände mit dem Finger zu bezeichnen, wenn sie ihm genannt werden. Das Wortverständnis ist ihm also nicht verloren gegangen, sondern lediglich das Sprachvermögen.

Die Kenntnis gewisser Worte, das Wortverständnis ist die zweite Bedingung für das Zustandekommen der Sprache. Wenn wir Worte zu Sätzen zusammensetzen, so müssen wir den Inhalt der Worte verstehen, ihre Bedeutung im Gedächtnis haben. Dieses Wortgedächtnis ist vollkommen unabhängig vom Sprachvermögen und hat ein besonderes Zentrum im Gehirn, das, wie Bernicke nachweisen konnte, ebenfalls auf der linken Gehirnhälfte in der obersten Windung des Schläfenlappens gelegen ist. Es ist mit dem motorischen Sprachzentrum gewissermaßen übergeordnet, da es den Inhalt der Sprache umfaßt, während das erstere die Ausübung leitet. Wenn diese Stelle unseres Seelenorgans von einem krankhaften Prozeß zerstört ist, so hören die Kranken die zu ihnen gesprochenen Worte, aber sie verstehen sie nicht. Das gesprochene Wort ruft keine Vorstellung, kein Erinnerungsbild in ihnen hervor, da das Wortgedächtnis ihnen verloren gegangen ist. Die Mutter Sprache klingt dem Kranken so, wie etwa dem Gesunden eine fremde Sprache, das heißt wie ein unentwirrbares Stimmgefüge, dem er keinen Inhalt entnehmen kann. Wenn das Zentrum des Wortverständnisses, das dem motorischen Sprachzentrum gegenüber als sensorisches Sprachzentrum bezeichnet wird, allein zerstört ist ohne gleichzeitige Beteiligung des motorischen Zentrums, dann vermag der Kranke Worte nachzusprechen, da seine Sprachmuskulatur nicht gehemmt ist. Er sagt die Worte mechanisch nach, ohne ihren Inhalt zu verstehen, gerade wie wir Worte einer fremden Sprache nachzusprechen vermögen, ohne ihren Inhalt zu kennen.

Bei geringen Graden von Worttaubheit, wie man den Zustand, der durch Verlust des Wortverständnisses eintritt, zweideutig genannt hat, ist nur die Vorstellung, das Gedächtnis für gewisse Worte verloren gegangen. So ist es vorgekommen, daß Kranke nur die Fähigkeit verloren haben, sich in einer bestimmten Sprache auszudrücken, während sie das Sprachverständnis für eine andere Sprache behielten und sich hierin auszudrücken vermochten. Andere verloren die Kenntnis der Zahlen, das Verständnis für die Monatsnamen und dergleichen; man muß annehmen, daß solchen Sprachstörungen ein Hirnprozeß zugrunde liegt, der nicht das ganze Zentrum des Sprachverständnisses umfaßt, sondern nur einen gewissen Teil, in dem jene Vorstellungen als Erinnerungs-

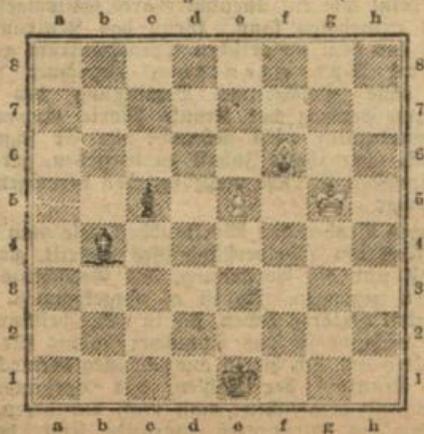
*) Selbstgesponnener und gewebter, ganzwollener Stoff.

Bilder aufgespeichert waren. Auch bei Störungen des motorischen Sprachzentrums braucht keine vollständige Aufhebung des Sprechvermögens einzutreten; die Kranken machen dann Fehler beim Aussprechen, sie stolpern über einzelne Silben, verwechseln die Konsonanten, weil sie ihren Sprechapparat, ihre Muskulatur nicht völlig in der Gewalt haben. Soviel ist jedenfalls klar, daß die beiden Sprachzentren, die an bestimmten, uns jetzt ziemlich genau bekannten Stellen des Großhirns ihren Sitz haben, ganz verschiedene Funktionen haben, daß das Zentrum des Sprachverständnisses mit dem der Sprachausübung keine Gemeinschaft hat. Ihre grundlegenden Unterschiede verstehen wir am besten aus den Erscheinungen, die ihr Ausfall hervorruft. Bei Erkrankungen des motorischen Zentrums, der Sprachausübung versteht der Betreffende das Wort, das er sprechen will, sehr gut, vermag aber seine Zunge, seine Lippen, seine Kehlkopf-muskeln nicht zu regulieren, daß das gewollte Wort herauskommt; bei Erkrankungen des sensorischen Sprachzentrums, des Wortverständnisses hat der Kranke seine Sprachmuskeln in der Gewalt, kann aber von der Sprache keinen Gebrauch machen, weil er den Inhalt der gesprochenen Worte nicht versteht. Der verschiedenen Funktion der beiden Sprachzentren entspricht ihr getrennter Sitz in der Gehirnrinde; es ist ein großer Triumph der Gehirnforschung, daß sie imstande war, die beiden Hauptkomponenten, die für die Physiologie der Sprache, für ihr Zustandekommen maßgebend sind, in präziser Weise an bestimmte Stellen des Gehirns zu lokalisieren. Seitdem hat die Gehirnlokalisation große Fortschritte gemacht, wenn auch gerade hier unendlich viel zu erforschen ist, zumal da uns die feineren Einzelheiten noch sehr wenig bekannt sind.

Wenn das Wortgedächtnis erhalten, das Zentrum des Wortverständnisses also nicht zerstört ist, so muß die Wortvorstellung durch gewisse Nervenbahnen auf das motorische Sprachzentrum hinübergeleitet werden, um hier die Innervation der Muskelgruppen unseres Sprachorgans zu veranlassen, die die betreffende Wortvorstellung als Laut, als gesprochenes Wort in die Erscheinung treten lassen. Das Wortverständnis ist also dem motorischen Zentrum, das mehr die Rolle des ausübenden Teiles hat, übergeordnet. Uebrigens sind sehr häufig Störungen des sprachlichen Ausdrucksvermögens mit Störungen des Wortverständnisses kombiniert, da die beiden Zentren immerhin nicht sehr weit auseinander liegen. Es ist daher verständlich, daß ein größerer Krankheitsherd beide Zentren in Mitleidenschaft ziehen kann. Die isolierte Erkrankung des motorischen Sprachzentrums ist immerhin häufig, namentlich deswegen weil bei allen linksseitigen Schlaganfällen auch die von dem motorischen Sprachzentrum ausgehenden Nervenfasern mitbetroffen zu sein pflegen. Die Mehrzahl der Schlaganfälle entsteht durch eine Gehirnblutung, die meist in der Nähe der motorischen Nervenfasern für die Beine, Arme, Gesichtsbewegungen usw. erfolgt. Die Folge davon ist eine Lähmung der entsprechenden Muskeln, aber stets auf der entgegengesetzten Seite des Körpers, da sich die Nervenfasern noch innerhalb des Gehirns selbst kreuzen, die auf der linken Seite entspringenden nach rechts hinübergehen und umgekehrt. Hat die Blutung auf der linken Seite stattgefunden, so ist die rechte Körperhälfte gelähmt und in der Regel auch das Sprachvermögen mehr oder minder stark beeinträchtigt, da, wie wir sahen, beide Sprachzentren auf der linken Gehirnhälfte lokalisiert sind. Hat die Blutung, der Schlaganfall auf der rechten Gehirnhälfte stattgefunden, so ist nur die linke Körperhälfte gelähmt, ohne daß die Sprache irgendwie beeinträchtigt ist. Auch die Sprachstörungen, die sich bei linksseitigen Schlaganfällen einstellen, bilden sich häufig wie die anderen Lähmungen zurück, da das ausgetretene Blut, das die Nervenfasern gedrückt und ihre Leitung unterbrochen hat, sehr oft aufgesogen, resorbiert wird. Noch nicht erwiesen ist, ob sich auf der rechten Seite ein neues Sprachzentrum ausbilden kann, wie einige Forscher meinen. **Georg Wolff.**

Schach.

Unter Leitung von S. Wapin.



Trois! Weiß zieht an, Schwarz hält jedoch Remis.

Lösung. (8. Oktober. Umlauf Weiß: Ka8; Tb6; BB a4, b4. Schwarz: Ko3, Tb2, Tb1. Weiß am Zuge macht Remis.)
 1. a5, Txb4. (1. Th1; 2. a6, Th8; 3. Tb8, Txb8; 4. Kxb8, Kxb4!; 5. a7, Ko5; 6. Ke7! zc. Ober 1. Ta2; 2. a6, Tba1; 3. b5, Ko4; 4. Tb7, Ko5; 5. a7, Ta5; 6. Kb8, T1 a2; 7. Ka8, Th2; 8. Tb8, Th7; 9. Tb7! zc.) 2. a6! (Txb4? verliert.) 2. Txb6 (2. Th1; 3. a7!, Th8; 4. Tb8 zc.) 3. a7! Weiß kann das Pat nur mit 3. Tb8; 4. axb8 D aufheben.

Schachnachrichten. Am 30. Oktober findet die Generalversammlung des Berliner Arbeiter-Schachklubs statt. Auf der Tagesordnung sind Beratungen über Statuten und Massenwettkämpfe. — Eine neue Abteilung des Berliner Arbeiter-Schachklubs tagt jeden Donnerstag in Charlottenburg im Volkshaus, Rosenstr. 8. — In der „Jugendorganisation“ von Friedrichshagen erteilt der Vorsitzende des Berliner Arbeiter-Schachklubs an Sonntagen unentgeltlichen Unterricht im Schach. Das Auditorium ist zahlreich und zeigt reges Interesse.

Kiefernblüambit.

1904 durch Briefwechsel gespielt. Die Partie stammt aus einem Korrespondenztourier, das von Prof. Rice speziell zur Untersuchung des in der Kiefernblüambit (bzw. Neeambit) veranlaßt worden ist. In jenem Korrespondenztourier nahmen Schachklubs in folgenden Städten teil. (In der Reihenfolge der Preis-träger geordnet): Marseille, Prag, Belangen, Wladigorsk (Roussus), Brüssel, Paris, Kent (England), Amsterdam, Ostchina (bei St. Petersburg).

Marseille Weiß.	Kent Schwarz.
1. e2—e4	o7—o5
2. f2—f4	e5xf4
3. Sg1—f3	g7—g5
4. h2—h4!	

Sprengt sofort die Bauernkette.

Bei 4. Le4, g4 (Am sichersten ist 4. Lg7!; 5. h4, h6!; 6. h×g5, h×g5; 7. T×h8, L×h8 zc.) entsteht eine ganze Reihe anderer Gambits: 5. 0—0 „Muzio“ oder 5. d4 „Sofiane“, oder 5. Se3 „Rachonnel“, oder 5. Se5 „Salvio“ zc. Die Komplexität des Königsambits ist überhaupt eine der zahlreichsten. Wir werden ein anderes Mal Modellpartien zur Illustration dieser Wendungen bringen.

4. g5—g4!

Eine Konsolidierung der Bauernkette ist in diesem Moment unmöglich, z. B. 4. f6! (4. h6; 5. h×g5, h×g5?; 6. T×h8 zc.) 5. S×g5, f×g5; 6. Dh5, Ke7; 7. D×g5†, Ke8 (7. Sf6; 8. e5 zc.) 8. Dh5†, Ke7; 9. De5†, Kf7; 10. D×h8 zc. (10. Le4†)

5. Sf3—e5	Sg8—f6
6. Lf1—e4	d7—d5
7. e4×d5	Lf8—d6
8. d2—d4!	0—0
9. 0—0!	

Nicht gut ist 9. L×f4, Sh5; 10. g3 (10. 0—0?; D×h4 nebst g4—g3) 10. f6 nebst ev. S×g3! zc.

9. Sf6—h5	
10. Se5×g4!	Dd8×h4
11. Sg4—h2!	Sh5—g3

Ober 11. Te8; 12. Sc3, a6; 13. Df3, Sg3; 14. L×f4, S×f1; 15. T×f1 zc. Weiß steht gut.

12. Tf1—e1	Sh8—d7
------------	--------

Eine sehr scharfe aber schließlich doch ungenügende Fortsetzung besteht in 12. B3; 13. S×f3, Dh1†; 14. Kf2, Se4†; 15. Ke3, Dh6†; 16. Kd3!, Dg6 (16. Sf2†; 17. Ke2! zc.) 17. T×e4, Lf5; 18. Se3, Te8; 19. Sg5, h5 (Weiß drohte g2—g4) 20. Df3, Sd7; 21. Ld2, Sf6; 22. Tf1 zc. zugunsten von Weiß.

13. Sb1—d2	Sd7—f6
14. Sd2—f3	Dh4—h5

Ober 14. Dh6; 15. Se5 nebst Df3.

15. Te1—e5!	Ld6×e5
In Betracht kam 15. Lf5!;	
16. L×f4, Sf6!	17. De1, f6;
18. L×g3, f×e5;	19. L×e5, Sf6 zc.
Weiß steht aber auch dann gut.	
16. d4×e5	Sf6—o4
Vorsichtiger war Sg4.	
17. Le1×f4	Df5—g6
Etwas besser Lf5.	
18. Dd1—d4	o7—o6
19. Ta1—e1	b7—b5
20. Le4—d3	e6×d5
21. Dd4×d5	Dg6—b6†

Man beachte folgende interessante Wendung: 21. Lf5; 22. Dd4! (droht Sh4) 22. Dh5; 23. De3! (droht Sd4) 23. Lg6; 24. Sd2!, S×d2; 25. D×g3, Se4; 26. Sg4!, f5; 27. Sh6†, Kh8; 28. Le2 und gewinnt.

22. Dd5—d4	Le8—b7
23. Sh2—f1!	Db6×d4†
24. Sf3×d4	Tf8—d8
Sowohl 24. S×f1 als 24. Sh5 kostet wegen 25. L×o4 eine Figur.	
25. Sf1×g3	Se4×g3
26. Sd4×b5	Sg3—h5
27. Lf4—g5	Td8×d3

Auch andere Züge gelten nicht die Qualität z. B. 27. Tf8 (oder 27. Td7; 28. Lf5 oder 27. Tde8; 28. Sd6, Te7; 29. S×b7, T×b7; 30. Le4 zc.) 28. Te3 (droht Tb3) 23. Le8; 29. Le7, Te8; 30. Ld6 nebst Se7 oder Le4 zc.

28. e2×d3	a7—a6
29. Sb5—d6	Lb7—d5
30. b2—b3	a6—a5
31. Lg5—h6	Ld5—e6
Um Te1—e3—h3—g3 zu parieren.	
32. Kg1—h2	Ta8—a6
33. Te1—e1	f7—f6

Man beachte: 33. Sf6†; 34. o×f6, T×d6; 35. To5, Td5; 36. T×d5, L×d5; 37. Kg3 und gewinnt, weil der schwarze König ab-geschritten ist.

34. d3—d4	f6×e5
35. Te1—f1	Ta6—a8
36. d4×e5	a5—a4
37. b3×a4	Sh5—g7

Ober 27. L×a2?; 33. Tf5, Sg7; 39. Tg5 zc.

38. Tf1—f4	Ta8—a5
39. Tf4—f6!	Le6×a2

Auf 39. T×e5 gewinnt ebenfalls 40. Se8.

40. Sd6—e8	Sg7—e6
41. Se8—c7	Se6—g7
42. e5—e6	Ta5—e5
43. a4—a5	La2×e6
44. So7×e6!	Sg7×e6
45. a5—a6	Se6—g7
46. a6—a7	Te5—a5
47. Lh6—e3	Aufgegeben.

Das Randver Tf6—e6—e8 ist nicht zu parieren.